

Verein), eine katholische Reiseagentur, eine Kolpingfamilie ins Leben gerufen. Vor allem aber gibt es eine Reihe von Forderungen, deren Erfüllung man nunmehr als Recht geltend macht und nicht mehr in „kleinen Schritten“ dem Staat abzurufen gezwungen sein will. Ende Januar fand in Budapest eine Dialog-Konferenz von Philosophen, Theologen, Kirchenhistorikern und Juristen über Fragen der Gewissens- und Religionsfreiheit statt, in deren Verlauf die radikale Beseitigung der staatlichen Eingriffe in das kirchliche Leben gefordert wurde. Die Parteien sollen auch Gläubige in ihre Reihen aufnehmen (was beschlossen ist), Vertreter der Kirche an der Revision der Schulbücher beteiligt, Verzerrungen der Geschichte revidiert, den katholischen Schulen Steuererleichterungen und staatliche Zuschüsse für Renovierungskosten und Lehrergehälter gegeben werden – um nur einige Forderungen zu nennen. Der Staat zeigt sich kooperationsbereit. So erklärte z. B. Staatsminister *Imre Pozsgay* am 22. März vor Journalisten in Rom, er habe dem Papst mitgeteilt, daß eine Revision des Prozesses gegen Kardinal Mindszenty geplant sei. Weitere Verfahren aus den Jahren 1945–62 gegen Politiker und Kirchenvertreter sollen neu aufgerollt werden.

Die *protestantischen Kirchen* stehen angesichts der momentanen Entwicklung vor einem Dilemma. Infolge der Gleichschaltung mit dem Staat in den vergangenen Jahrzehnten haben sie gleichsam mit den Wölfen geheult. Die politische Linie, die jetzt an den Pranger gestellt wird und zerbröckelt, war auch ihre Linie. Die neuen Leiter müssen nun entweder versuchen, der neuen Linie zu folgen und deren Forderungen gerecht zu werden, oder die Gemeinde von der Basis aus danach trachten, würdige Vertreter ihres Glaubens an die Spitze ihrer Kirche zu wählen. Die Reformkräfte innerhalb der lutherischen und der reformierten Kirche bemühen sich, mit der katholischen Kirche gleichzuziehen und schließen sich deren Forderungen weitgehend an. Ihr vorrangiges Ziel ist es natürlich, zu erreichen, daß die Gemeinden ihre kirchliche Leitung wieder frei wählen dürfen. Die Wahl des letz-

ten Bischofs und Generalinspektors der lutherischen Kirche, *Béla Harmati* und Prof. *Robert Frenkl*, wirkt sich für diese segensreich aus. Die Kirchenleitung bietet den wegen ihrer Glaubenshaltung verfolgten Pfarrern Wiedergutmachung und Rehabilitation an; die lutherische Kirche bat schon „ihre verstoßenen Brüder“ für die Ungerechtigkeiten ihrer vom Staat aufgezwungenen Leiter um Verzeihung. Die Leitung der reformierten Kirche folgt diesem Beispiel und hat alle „Verstoßenen und Bestraften“ aufgefordert, um ihre Rehabilitation einzukommen. Aber an der Spitze ist immer noch die alte Garde. Bischof *Károly Tóth*, Synodalpräsident der Reformierten Kirche, hat anlässlich der Zusammenkunft mit *Károly Grósz* am 14. März 1988 eine engere Zusammenarbeit mit den staatlichen Organen gefordert. Und mit den „notwendigen Korrekturen“ beauftragte er die „linientreuen“ Leute von gestern.

Unsicher, wo man am Ende landet

Alles in allem aber – vollzieht sich der Liberalisierungsprozeß in Ungarn derart rasant, daß sich viele besorgt die Frage stellen, wo man mit diesem Höhenflug am Ende landet. Die Verantwortlichen teilen diese Sorge und haben sich auf die eine oder andere Weise darauf eingestellt. Als Ministerpräsident *Miklós Németh* unlängst in einem Interview gefragt wurde, ob er ein Scheitern der derzeit so schwungvoll betriebenen Reformen für möglich halte, erwiderte er, eine Rückkehr zu den Zuständen vor den Reformen sei nicht mehr möglich; „wir können höchstens auf die Nase fallen“. Damit meinte er sowohl die wirtschaftlichen wie auch die gesellschaftlichen Reformen. Der reformfreundige Minister *Imre Pozsgay* erklärte in einem Interview in Italien, Ungarn müsse seine Reformen möglichst rasch vorantreiben, damit die restriktiven und reformfeindlichen Kräfte keine Zeit hätten, mit Berufung auf die sich notwendigerweise ergebenden Probleme in das Rad der Geschichte einzugreifen und den Lauf zu stoppen.

Emmerich András

Ist der Norden eine Reise wert?

Zum Papstbesuch in Skandinavien

Lohnt sich eine 10tägige päpstliche Pastoralreise zu einer Gruppe von Ortskirchen, deren knapp 200 000 Gläubige über viele tausende Quadratkilometer zerstreut sind und in fünf verschiedenen Ländern wohnen? Aber Skandinavien ist eine Großlandschaft mit sehr enger geschichtlicher und religiöser Prägung. Und für die katholische Minderheit gestaltet sich die Gegenwart keineswegs einfach. Sie lebt unter einer Gesamtbevölkerung, die zu ca. 95 Prozent ganz überwiegend aus staatskirchlich organisierten Protestanten besteht. Und sie

beherbergt als Minderheit selbst noch einmal vorwiegend Minderheitsgruppen ganz unterschiedlicher Nationalität. Für den skandinavischen Protestantismus ist die Papstreise eine Herausforderung.

Vom 1. bis 10. Juni unternimmt Johannes Paul II. auf Einladung der Nordischen Bischofskonferenz eine Seelsorgsreise in die skandinavischen Länder, genauer gesagt: Er besucht die einzelnen Bistümer und Prälaturen, deren

Hirten die Nordische Bischofskonferenz ausmachen – die einzige übernationale Bischofskonferenz in Europa. Dazu gehören das Bistum Kopenhagen (einschl. Färöer und Grönland), das Bistum Stockholm (Schweden), das Bistum Helsinki (Finnland), das Bistum Oslo (Norwegen), die Prälaturen Trondheim (Mittelnorwegen) und Tromsø (Nordnorwegen) sowie das Bistum Reykjavik (Island). Hauptanliegen der Papstreise ist, die knapp 200 000 Katholiken zu besuchen, die verstreut unter ca. 23 Mill. Andersgläubigen leben, von denen 95% einer christlichen Kirche angehören. Wie das Motto der Reise „Verkündet der gesamten Schöpfung das Evangelium“ andeutet, hat der Besuch eine weitgehende Perspektive. Ob sie zum Tragen kommt, wird erst der Besuch selbst zeigen. Zu einem besseren Verständnis der heutigen Lage der katholischen Kirche und der ökumenischen Situation im Norden dürfte es hilfreich sein, ein wenig die Geschichte zu kennen.

Doch zuvor noch eine Vorbemerkung: Wenn von Skandinavien oder den nordischen Ländern die Rede ist, so sind immer alle die eben angeführten Länder gemeint, die übrigens auch alle im „Nordischen Rat“, einem losen politischen Bund, zusammengeschlossen sind. Dabei ist zu bedenken, daß die eigentlich skandinavischen Sprachen, die miteinander stark verwandt sind und insgesamt zur germanischen Sprachgruppe gehören, in Dänemark, Schweden, Norwegen, Island und auf den Färöern gesprochen werden, während Finnisch und Grönländisch und auch die Sprache der Lappen in Lappland völlig außerhalb der indoeuropäischen Sprachgruppe liegen – was nicht ohne Einfluß auf die Geschichte der Kirche gewesen ist. Hier im Norden gilt, wie in vielen anderen Ländern, daß die Geschichte der Kirche sich von der politischen Geschichte nicht trennen läßt.

Christianisierung „von oben“

Das Christentum kam zwar geographisch gesehen von „unten“ – oder um ein Bild zu gebrauchen: es kam, wie der Frühling nach Skandinavien kommt, von Südwesten nach Nordosten. Das gleiche gilt für die Reformation und später für die Religionsfreiheit. Jedenfalls war Dänemark immer das Einfallstor für alle neuen Lehren und Strömungen. So setzte sich das Christentum auch zuerst in Dänemark durch, und zwar von oben, durch die Taufe des Königs Harald Blaatand („Blauzahn“) im Jahre 960 im Zentrum des heidnischen Kultes in Jütland. Im Bewußtsein der skandinavischen Stämme war die Einheit im Kult zwischen Häuptling und Volk zur Sicherung von „Jahr [Ernte, Jagd] und Friede“ von großer Bedeutung. Wechselte ein anerkannter Häuptling oder König den Kult, folgte das Volk. Daher war die Missionsarbeit des hl. Ansgar nur ein kleines Vorspiel. Zwar ehren und feiern ihn Katholiken und Protestanten als den Apostel des Nordens, aber seine Kirchengründungen erfolgten an den internationalen Handelsplätzen und nicht an den Zentren des alten Kults. Dazu kam, daß in den ersten

hundert Jahren nach Ansgars Tod (865) das Frankenreich zerfiel, was den nordischen Wikingern Gelegenheit gab, ihre Raubzüge immer weiter auszudehnen. Dabei lernten sie natürlich auch das Christentum kennen, und – was wichtiger ist – es gelang einigen Häuptlingen durch ihre Erfolge, sich zu Königen über mehrere Stämme aufzuschwingen. Ließen sie sich taufen, wie die beiden Norweger Olav Trygvason und Olav Haraldsson, dann anerkannte auch das Volk den neuen Siegesherrn Christus.

Etwas demokratischer ging es auf Island zu. Hier wurden alle wichtigen Beschlüsse auf dem jährlichen Althing gefaßt. Unter dem Eindruck der Erfolge Olav Trygvasons beschloß das Thing (999 ?), das Christentum in gemilderter Form einzuführen. Etwas länger dauerte es in Schweden, weil hier die beiden Stämme der Sveen und Götten im Krieg miteinander lagen und weil das heidnische Zentrum in Uppsala zähen Widerstand leistete.

Zur schnellen Konsolidierung des Christentums hat auch die Art der Mission beigetragen. Sie erfolgte noch ganz im Geiste Papst Gregors des Großen (um 600), der den Missionaren nahegelegt hatte, die alten Kultstätten und Feste nicht abzuschaffen, sondern ihnen ein neuen Inhalt zu geben.

So durften die Nordländer z. B. ihre beiden großen Sonnenfeste behalten, beim Winterfest sogar den Namen: Weihnachten heißt auch heute noch „Jul“ wie in heidnischer Zeit, während das Sommerfest heute als Sankt-Hans-Abend am 23. Juni (Vorabend vom Feste Johannes des Täufers) in neuheidnischer Form gefeiert wird. Die drei Länder Dänemark, Norwegen und Schweden hatten außerdem das „Glück“, daß je einer ihrer ersten christlichen Könige ermordet wurde (Knut, Olav, Erik). Wenn auch die Untat hauptsächlich politisch motiviert war und die Könige bei aller persönlicher Integrität wohl kaum einem heutigen Kanonisierungsprozeß standhalten könnten, so dienten sie doch als willkommene national-christliche Symbolgestalten und konnten dem Volk neben dem siegreichen auch den leidenden Christus nahebringen.

Mit der Errichtung eigener Kirchenprovinzen endete die Zeit der Mission. Der Sitz des dänischen Erzbischofs wurde 1104 in Lund, der alten Tagungsstätte des ostdänischen Landesthings (heute in Schweden gelegen) errichtet, 1152 bekam Norwegen seinen Erzbischof in Nidaros (heute Trondheim genannt), und 1164 wurde Uppsala Sitz des Erzbischofs von Schweden. Der päpstliche Legat, der die norwegischen und schwedischen Verhältnisse regeln sollte, war der aus England gebürtige Kardinal Breakspear. Da ihm Schweden noch nicht reif erschien, kehrte er nach getaner Arbeit in Norwegen 1153 nach Rom zurück und bestieg 1154 als Hadrian IV. den Stuhl Petri – der einzige englische Papst und der einzige Papst, der (wenn auch noch nicht als Papst) bisher Skandinavien betreten hat.

Finnland wurde hauptsächlich von Schweden aus missioniert, und trotz einiger Missionsversuche von Rußland her wurde Finnland ein Teil der westlichen Kirche. Es be-

kam einen Bischofssitz in Aabo (heute Turku) unter der Jurisdiktion von Uppsala. Die Färöer standen meist unter dem Einfluß von Norwegen (Bergen). Die Inseln erhielten ihren Bischofssitz in Kirkobu, dessen nie vollendeter Dom noch heute als schöne Ruine in der Landschaft steht. Auch Grönland hatte einen Bischof. Der südliche Teil des Riesenlandes war hauptsächlich von Isländern besiedelt.

Dieser Exkurs über die Christianisierung kann vielleicht schon andeuten, weshalb später die Reformation im Norden so schnell und so einheitlich sich hat durchsetzen können und weshalb die verschiedenen Staatskirchen sich als so zählebig erwiesen haben.

Reformation von oben

Die Schwächung des päpstlichen Einflusses im Spätmittelalter (Avignon, Schismen) führte auch in Skandinavien zur Bildung landeskirchlicher Tendenzen. Der wachsende Einfluß der Könige auf die Besetzung kirchlicher Stellen – gegen Entrichtung der entsprechenden Gebühren an den Papst – schaffte gute Voraussetzungen für die Einführung der Reformation.

Wieder war Dänemark das Einfallstor für die neue Lehre. Die Ideen einiger von Erasmus inspirierter Bibelhumanisten fanden Anklang beim aufstrebenden Bürgertum in den Städten. Sie wollten keinen Bruch mit Rom, nur Reform und bessere Seelsorge. Thronstreitigkeiten führten das Land jedoch in einen Bürgerkrieg, und da beide Thronkandidaten das Kirchengut zur Befestigung ihrer Macht brauchten – was nur durch einen Bruch mit Rom geschehen konnte –, war es für sie naheliegend, sich durch die Ideen Luthers ideologisch abzustützen. 1536 war es nur noch die Frage, ob die Reformation in süddeutscher Gestalt – biblizistisch/demokratisch – oder in Form der lutherischen Fürstenreformation erfolgen würde. Mit dem Sieg Christians III. siegte die Fürstenreformation. Sogleich wurde der Bruch mit Rom deutlich dadurch besiegelt, daß der König den von Luther entsandten Ratgeber Bugenhagen anstelle der abgesetzten Bischöfe ‚Superintendenten‘ ordinieren ließ, ohne Ersatz für den Erzbischof – eine deutliche Absage an die apostolische Sukzession. Gleichzeitig wurden alle nichtlutherischen Glaubensrichtungen verboten und ihre Anhänger des Landes verwiesen.

Da Norwegen damals noch Mitglied der nordischen Union war, hatte der Ausgang des dänischen Bürgerkrieges entscheidende Folgen. Christian III. mußte sich sogleich auch der Macht in Norwegen versichern und führte auch hier kurzerhand die Reformation ein. Der letzte Erzbischof floh nach Holland. Hier in Norwegen kam die neue Lehre völlig von oben. Abgesehen von der Stadt Bergen, wo viele deutsche hanseatische Kaufleute wohnten, war das Land unberührt von lutherischer Agitation.

Als nächstes Land kam Island an die Reihe, welches bis dahin von Norwegen beherrscht worden war. Auch hier führte der Dänenkönig die lutherische Lehre ein, und Is-

land bekam sogar als einziges Land im Norden einen Martyrer der Reformation: Im November 1550 wurde der letzte „hartnäckige“ katholische Bischof zusammen mit seinen beiden Söhnen (der Zölibat hatte sich auf Island nie ganz durchgesetzt) hingerichtet – eigentlich mehr aus „praktischen“ Gründen, da man ihn im Winter nicht nach Dänemark bringen konnte und nicht wagte, ihn bis zum Sommer gefangenzuhalten. Auch die Färöer wurden kurzerhand reformiert und direkt Dänemark unterstellt.

Nach Grönland kam die Reformation nicht mehr. Die skandinavischen Einwohner hatten das Land im 15. Jhd. verlassen. Die Mission unter den heidnischen Eskimos wurde erst im 18. Jhd. von Dänemark aufgenommen.

Wiederum entwickelten sich die Dinge in Schweden etwas langsamer. Gustav Wasa war zwar sehr am Kirchengut interessiert, wollte aber wenigstens die apostolische Sukzession bewahren und zwang daher den päpstlichen Legaten dazu, den neuen, vom König ernannten Erzbischof zu weihen. Eine schriftlich vor der Weihe hinterlegte Erklärung des Delegaten machte die Weihe jedoch kanonisch ungültig. Die schwedische Kirche hält allerdings daran fest, die Sukzession noch zu besitzen, und aus diesem Grund war es bis vor kurzem schwedischen Bischöfen verboten, bei der Ordination eines dänischen Bischofs mitzuwirken. Nach einigen Rekatholisierungsversuchen unter Johann III., der eine polnische Prinzessin geheiratet hatte, und dessen Sohn Sigismund, der auch König von Polen war, führte Gustav II. Wasa die Reformation zum Siege. Durch seine Expansionspolitik nach Osten verhalf er der Reformation zum Durchbruch in Finnland und in den baltischen Ländern und setzte dann mit seinem Heer nach Deutschland über. So wurde Schweden für eine Periode von 200 Jahren *die* protestantische Großmacht.

Nach den ersten 100 Jahren der lutherischen Orthodoxie mit strenger Kirchenzucht und völliger Vernachlässigung der sozialen Fürsorge der „alten Kirche“ entstand in Form des Pietismus eine Bewegung, die die Staatskirchen zeitweise von innen her zu zersprengen drohte. Da die Leute, vor allem auf dem Land, anfangen, ihre eigenen Hausgottesdienste abzuhalten – was oft auch zu sozialen Unruhen führte –, mußten die Könige durch strenge Gesetze, die sog. „Konventikelplakate“ (Versammlungsverbote) dagegen einschreiten. Allzu eifrige Pietisten wurden ausgewiesen. Diese Gesetze galten noch bis ins 19. Jahrhundert.

Die Lockerung der Glaubensgesetze und die „Rückkehr“ von Katholiken

Da die Reformation überall im Norden in rein lutherischer Form erfolgte, sind viele katholische Elemente aus dem Mittelalter in den Kirchen und auch in der Liturgie erhalten geblieben. Der Besuch in einem protestantischen Dom während eines „Hochamtes“ kann bei einem Katholiken leicht „tridentinische“ Gefühle erwecken.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts fingen die dänischen Könige an, die Glaubensgesetze etwas milder zu

handhaben und persönliche oder lokale Ausnahmen zuzulassen. So durfte Niels Steensen sich auf Einladung des Königs in Kopenhagen aufhalten und dort arbeiten. 1682 wurden in der neu angelegten Festungsstadt Fredericia Katholiken und Juden zugelassen, wenige Jahre später auch Hugenotten sowie „Mörder und andere Missetäter“. Diese Ausnahmen geschahen jedoch hauptsächlich aus Handels- oder politischem Interesse, nicht aus Gründen religiöser Toleranz.

1781 erlaubte der schwedische König Gustav III. unter dem Einfluß der französischen Aufklärung andersgläubigen Ausländern den Aufenthalt in Schweden, und er bat persönlich Papst Pius VI., einen Seelsorger für die 3000 Katholiken in seinem Reich zu entsenden. Aber es sollten noch 80 Jahre vergehen, bevor gebürtige Schweden konvertieren durften. Noch in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden schwedische Konvertiten ausgewiesen!

Ähnlich verlief die Entwicklung in Norwegen. Als Dänemark Norwegen beim Frieden von Kiel 1814 an Schweden abtreten mußte, beeilten sich die Norweger, eine freiheitliche Verfassung auszuarbeiten. Sie „vergaßen“ jedoch, die geplante Religionsfreiheit mit einzubringen und begnügten sich damit, Juden und Mönchen die Einreise nach Norwegen zu verbieten. Andere Ausländer waren also zugelassen! 1845 gab das sog. Dissentergesetz die Möglichkeit, in eine andere Glaubensgemeinschaft überzutreten.

Finnland wurde nach dem russisch-schwedischen Krieg 1809 ein russisches Großfürstentum. Der Zar übernahm alle alten schwedischen Religionsgesetze, aber durch die Wiedervereinigung mit Karelien mit seiner überwiegend orthodoxen Bevölkerung gab es jetzt zwei Staatskirchen. 1869 wurde eine teilweise Religionsfreiheit zugestanden, aber erst 1889 gab ein Dissentergesetz die Möglichkeit, von einer der Staatskirchen in eine andere Kirche überzutreten. Die Gründung von Klöstern war jedoch noch bis 1977 verboten!

Das Grundgesetz von 1849 brachte in Dänemark – und somit in Island, auf den Färöern und in Grönland – uneingeschränkte Religionsfreiheit. Gleichzeitig machte ein sehr liberales Privatschulgesetz die Errichtung katholischer Schulen mit staatlicher Unterstützung möglich.

Die katholische Kirche ist eine Stadtkirche

Es würde zu weit führen, auf die Entwicklung der katholischen Kirche in den einzelnen Ländern genauer einzugehen. Von den Hauptstädten breitete sie sich allmählich auf die übrigen größeren Städte aus und ist auch heute eine ausgesprochene Stadt-Kirche. Kleine ländliche Gruppen in Dänemark, durch die Einwanderung polnischer Landarbeiter zur Zeit des Ersten Weltkriegs entstanden, haben sich inzwischen durch Abfall in der Zweiten Generation und Abwanderung in die Städte wieder aufgelöst. – Aus einer Ausländer- und Missionskirche

hat sich die kleine katholische Gemeinschaft zu einer Ortskirche mit Heimatrecht in der jeweiligen Gesellschaft entwickelt. Dazu haben u. a. auch Konversionswellen beigetragen, die nach der Konversion bekannter Intellektueller und Schriftsteller erfolgten (z. B. Sigrid Undset in Norwegen, Halldór Laxness in Island). Der Sog der immer mehr sich säkularisierenden Gesellschaft wurde allerdings stark. Die Zahl der Katholiken im Norden wäre zehnmal so groß, hätten alle getauften Katholiken am Glauben festgehalten.

Mit der Errichtung selbständiger Bistümer anstelle der Apostolischen Vikariate war diese Entwicklungsphase auch kirchenrechtlich abgeschlossen. Nachdem zuerst Finnland und Island diplomatische Beziehungen zum Vatikan aufgenommen hatten, zogen 1982 auch die anderen nordischen Länder nach, und der Norden hat jetzt eine Nuntiatur mit einem Pronuntius in Vedbaek in Dänemark.

Das heutige Verständnis der katholischen Kirche und deren Aufgaben in Skandinavien läßt sich mit einem Zitat aus einer dänischen Publikation von 1945 (!) kurz darstellen. Dort wird u. a. die Gründung der Gemeinde in Torshavn auf den Färöern erwähnt: „Mit der Errichtung dieser Gemeinde wurde die Grundlage geschaffen für eine reiche und ruhige Tätigkeit, deren Existenz nicht so sehr darauf hinzielt, Konvertiten zu gewinnen, sondern der Bevölkerung zu dienen und den Blick der Bewohner dafür zu erschließen, was die katholische Kirche eigentlich ist und welche Bedeutung sie für ihre Ahnen gehabt hat.“

Komplizierte und teure Diaspora

Die nordischen Bistümer hätten sich ruhig und friedlich im stillen Winkel weiterentwickeln können, wenn nicht die Weltpolitik wieder einmal störend eingegriffen hätte. In den letzten 20 Jahren ist der Strom der Flüchtlinge und Einwanderer kräftig angestiegen. Die Hälfte davon sind Katholiken, die die kleinen Gemeinden vor allem in Norwegen und Schweden gleichsam überschwemmen und sie aus allen Nähten platzen lassen. Beispielhaft seien hier ein paar Zitate aus einem Vortrag des Pfarrers in Bergen vor Mitgliedern der nordischen Pastoralräte angeführt: „Heute haben wir in Bergen 3000 Katholiken. Von diesen sind 400 Vietnamesen, wenigstens 850 Lateinamerikaner, 250 Tamilen, über 200 Polen, um nur die größeren Gruppen zu nennen. Keiner davon hat mehr als 15 Jahre in Norwegen gelebt. 65% unserer Gemeinde sind im Ausland getauft. Deswegen können wir bei unserer Gemeinde nicht von einer ‚norwegischen‘ Pfarrei sprechen, zumal unter den praktizierenden Katholiken die gebürtigen Norweger einen geringeren Teil ausmachen als die Einwanderer... Unsere Integrationspolitik wurde zu einer Zeit entwickelt, als es noch wenige Einwanderer gab, die im Gegensatz zu heute vornehmlich aus Europa und Nordamerika kamen. Es waren Menschen mit einem kulturellen Erbe, das von dem norwegischen nicht so verschieden war. Man hatte zum Ziel gesetzt, den Leuten ein

paar Jahre der Seelsorge in ihrer Muttersprache zuzugestehen, und erwartete dann, daß sie sich zurechtfinden. Dies taten viele, ein Teil tat es nicht.

Es gibt aber einen Unterschied zwischen geringem und großem Wachstum. Kleine Gruppen kann man integrieren. Die Gruppen, die jetzt kommen, sind zu groß dazu, und der kulturelle Hintergrund kann kaum kontrastreicher sein ... Es gibt nur eine Antwort: Ausgebaute Nationalseelsorge, regelmäßige Messen, Einkehrtage und Unterricht in der Muttersprache. Dies aber auf eine Art, die zu einem Bindeglied für die ganze Gemeinde wird ... Dies wird Zeit benötigen und Investitionen erfordern.“ Investitionen vor allem in Gemeindezentren, wo die voll eingerichtete Küche – um es grob zu sagen – ebenso wichtig ist wie der Raum für den Gottesdienst. Denn nur durch Beisammensein auch außerhalb der Messe lassen sich Kontakte zwischen den Gruppen vermitteln und „Diaspora in der Diaspora“ verhindern. Das alte Ideal – in Dänemark bis vor kurzem in den meisten Städten verwirklicht – von Kirche, katholischer Schule und katholischem Krankenhaus hat sich irgendwie überlebt. Bei der Gründung neuer Gemeinden hat man, vor allem in Schweden, schon darauf Rücksicht genommen, nicht zuletzt auch wegen des Religionsunterrichts. Um den Kindern ein Erlebnis katholischer Gemeinschaft zu vermitteln, ist man dazu übergegangen, die ganze Familie ab und zu zu einem Glaubenstag einzuladen, was aber Platz und viele Katecheten erfordert. Die Katecheten arbeiten gratis, brauchen aber bisweilen einen Kursus, Platz kostet Geld. Wer soll das bezahlen?

Würde die Kirche nach Prinzipien der Wirtschaftlichkeit verwaltet, hätte man die Diaspora schon längst wegrationalisiert; denn sie kann sich nicht selber tragen. Die Frage der Kirchensteuer ist im Norden nicht einheitlich geregelt. In Schweden und Norwegen bezahlt der Staat einen bestimmten Betrag pro Gemeindeglied, ca. 30 DM pro Jahr. In Dänemark erhebt der Staat nur die Kirchensteuer für Mitglieder der Volkskirche. Das Bistum hat daher eine freiwillige „Kirchenbeitragsregelung“, der sich aber nur 4000 von den möglichen 15 000 Haushalten angeschlossen haben. Es ist eben immer schwierig, Geld abzugeben, wenn man es schon in den Händen hat (obwohl man den Beitrag von der Steuer absetzen kann). Schuld daran sind aber auch die immer wiederkehrenden Artikel in der Presse über die unermeßlichen Reichtümer des Vatikans. Ohne die Hilfe der deutschen Diaspora-Werke wäre es nicht möglich, die Kirche im Norden in ihrer jetzigen Form aufrechtzuerhalten.

Ökumene nur auf lokaler Ebene

Auch nach der Einführung der Religionsfreiheit behielten die lutherischen Kirchen ihren Status als Staatskirche bei. In Dänemark heißt sie zwar offiziell „Volkskirche“ – und im Grundgesetz von 1849 war ihr auch eine eigene Kirchenverfassung versprochen worden –, in Wirklichkeit wird sie jedoch vom Kirchenministerium geleitet, das alle

praktischen Fragen und notfalls auch Lehrstreitigkeiten regelt. In den anderen Ländern hat die Kirche eine Art Synode, die zu religiösen Fragen Stellung nehmen kann, aber ebenfalls weitgehend vom Staat abhängig ist. Man hat sich daran gewöhnt, mit der Formel zu leben „die Volks- oder Staatskirche ist nur der bürgerliche Rahmen, der das kirchliche Leben umschließt“. Innerhalb des Rahmens ist fast alles möglich, nur wer die Kindertaufe ablehnt oder den Papst anerkennt, fällt aus dem Rahmen.

Versuche, die Kirchen unabhängig zu machen, stießen immer wieder auf den Widerstand der tonangebenden Kreise innerhalb der Kirchen oder auf Verzögerungstaktiken von seiten des Staates, wohl aus der Furcht heraus, daß die pietistischen, kulturfeindlichen Kreise die Macht an sich reißen und damit die herkömmliche Einheit von nationaler Kultur, Christentum, König und Volk sprengen würde. Daß nur ca. 2% der Mitglieder regelmäßig den Gottesdienst besucht und der Großteil der Bevölkerung die Kirche als Service-Organ bei bestimmten Gelegenheiten (Taufe, Konfirmation, Hochzeit und Beerdigung) und als eine Art Kulturanstalt benutzt, interessiert dabei weniger. Ökumenische Initiativen sind bei dieser Lage Einzelpersonen oder -gruppen überlassen. Und da geschieht einiges auf lokaler Ebene. Am leichtesten fällt dabei die Zusammenarbeit mit den anderen kleinen „Freikirchen“, besonders den Baptisten und Methodisten.

Allerdings hat Schweden einen großen Ökumeniker hervorgebracht: Nathan Söderblom, von 1914 bis zu seinem Tod Erzbischof von Uppsala, Inhaber des Friedens-Nobelpreises 1930. Er versuchte wie kein anderer zuvor, die verschiedenen Kirchen ohne Aufgabe ihrer Identität miteinander ins Gespräch zu bringen, um „gemeinsam das eine Haus Gottes aufbauen“ zu können. Leider wurde seine Einladung an die katholische Kirche, am großen ökumenischen Kongreß in Stockholm 1925 teilzunehmen, vom Vatikan rundweg – fast arrogant – abgewiesen. Aber Söderblom ließ sich nicht verbittern und meinte nur, die Zeit sei noch nicht reif. Und damit hatte er ja recht ...

Kopferbrechen bei den Protestanten

Die Reise des Papstes hat in lutherischen Kirchen im Norden nicht wenig Kopferbrechen verursacht. Am schwersten hatten es die evangelischen Bischöfe in Dänemark. Einerseits haben sie im Grunde nichts zu sagen, andererseits dürfen sie auch nicht unhöflich sein. Sie haben daraufhin den Papst zu einer liturgischen Andacht in den alten Dom zu Roskilde eingeladen, ohne jegliche Ansprache. In den anderen Ländern hat man sich zu einem ökumenischen Festgottesdienst entschlossen, in Norwegen und Schweden an den alten „Kultstätten“ Trondheim und Uppsala. Ob der Besuch für das evangelische Kirchenvolk mehr bedeuten wird als eine „Show“ in den Medien, wird sich zeigen.

Bernhard Kiel